

Das Fremde hat zwei Gesichter

Der Spalt in der Sprache

Gastkommentar

von MANFRED SCHNEIDER

Die Debatte über Asylsuchende, Flüchtende und Migranten, die gegenwärtig die europäischen Öffentlichkeiten spaltet, findet ihre Entsprechung in der zwiespältigen Haltung der Gastländer, die gegenüber den Einwanderern zumeist mit Hilfsbereitschaft und Mitgefühl reagieren, häufig aber auch mit feindseliger Ablehnung oder gar mit Gewalt. Das Mitgefühl sieht in den Zuwanderern Hilfsbedürftige, denen man eine Hand entgegenstrecken muss; die Ablehnung betrachtet sie als Parasiten oder gar Räuber, die sich lediglich mit der Not maskieren und tatsächlich jedes Entgegenkommen missbrauchen werden.

So bewegend die Aufnahmebereitschaft der einen und so bedrückend die feindselige Haltung der anderen Seite ist, man tut vielleicht gut daran, in dieser Spaltung nicht nur den moralischen Gegensatz, sondern zugleich alte europäische Verhaltensweisen zu erkennen, die in unseren Tagen plötzlich wieder sichtbar werden.

Die Spaltung Europas in Willkommen und Ablehnung wird nämlich leichter begreiflich, wenn man einen Blick in unser Lexikon wirft, das für den unbekanntenen Ankömmling eine gleitende Semantik bereithält: In den europäischen Sprachen sind die Wörter für den Fremden und den Gast, für den Feind und den Freund häufig identisch oder klingen so ähnlich, dass sich diese gleichlautenden Wörter in zwei Bedeutungen spalten und zwei Gesichter zeigen: Das lateinische Wort für den «Gast» lautet «hostis», aber das gleiche Wort bezeichnet auch den «Feind». Das ähnliche lateinische Wort «hospes» benennt sowohl den «Fremden» als auch den «Gast» und sogar den «Gastgeber». Ähnliches gilt für das griechische Wort «xenos», das gleichfalls den «Fremden» und den «Gast» bezeichnet. Nimmt man noch das lateinische Wortpaar «amicus» und «inimicus» (Freund/Feind) und seine Fortbildungen im Französischen und Italienischen hinzu oder auch die englischen Wörter «friend» und «fiend», dann hört und sieht man, dass der Feind sprachlich ein «Unfreund» ist, ein gewesener Freund. Ganz entsprechend ist sprachlich auch der (lateinische) «Gast» ein gewesener Feind, ein Feind, der inzwischen die freundlichen Züge des Gastes angenommen hat und der sogar, wie das französische Wort «hôte» (Gastgeber und Gast) anzeigt, von einem Gastgeber nicht mehr zu unterscheiden ist. Er hat sich gleichsam selbst aus dem Gast in einen virtuellen Gastfreund verwandelt.

In diesen sprachhistorischen Befunden verbirgt sich die zeitlose Frage an den Ankömmling: Bist du ein Fremder, der mein Gast werden will, dem ich meine Hospitalität gewähren kann? Bist du ein Freund oder ein Feind? Was lese ich auf deinen Zügen? Bist du ein Gast, der sich selbst in einen Gastfreund verwandeln kann und damit das ursoziale Spiel des Gebens und Nehmens mit mir versteht? Oder bist du ein «Ungast», ein «Unfreund», der sich nur meiner Güter bemächtigen möchte?

Bekanntlich zählt die Gastfreundschaft, die dem Fremden zu gewähren ist, oder das Asyl, das dem

Schutzsuchenden zusteht, zu den heiligen Rechten und Pflichten der antiken Welt. Und die hohe Verbindlichkeit, die dieser Verpflichtung im alten Griechenland und Rom mitgegeben wurde, liest sich daran ab, dass der oberste Gott Zeus auch den Beinamen «xenos» trug. Der Chef des Olympos war ein Gastgebergott. Die Pflicht zur Gastfreundschaft wurde also in den höchsten göttlichen Resorts überwacht, und sie war eben darum nötig, weil den Gast sprachlich der Verdacht begleitet, ein Feind zu sein.

Natürlich bilden unsere gespaltenen Wörter nicht die Ursache für das gesplattene Verhältnis Europas zu den vielen Fremden, die sich auf den Weg hierher gemacht haben. Aber nur mithilfe von Wörtern sortieren wir die globalen Menschenmengen der Völker, Rassen und Religionen nach Freund und Feind, nach Gut und Böse.

Aber diese Sortierungen sind höchst instabil. In Lessings Faustfragment kann man lesen: Schneller als der Wind, schneller als das Licht oder der Gedanke ist der Übergang vom Guten zum Bösen. Ähnlich rasant ist der Übergang vom Gast zum Feind. Wir ertragen es durchaus, dass zu unseren Landsleuten Räuber und Diebe zählen. Das Bild von uns selbst und von unseren Mitbürgern nimmt dabei keinen Schaden. Doch die kleinste Nachricht über das üble Verhalten eines einzigen Gastes kann wie ein Virus blitzartig ein ganzes Volk oder eine Religion kontaminieren. Es wäre gut, wenn wir nicht nur unsere Rechner, sondern auch unsere Sprechweisen regelmässig durch einen Virens scanner kontrollierten.

Vielleicht sollten wir uns an einen Verwaltungsgeniestreich erinnern, von dem der römische Geschichtsschreiber Livius berichtet. Als sich Romulus, der Gründer Roms, überlegte, wie er seine kleine Siedlung gross und mächtig machen könnte, da kam ihm folgende Idee: Er errichtete in Rom ein Asyl zwischen zwei Hainen, wo sich rasch eine turbulente Menge von Einwanderern aus den benachbarten Völkern, Sklaven wie Freie, einfanden. Mithilfe dieser Asylanten und einer zugleich eingerichteten effektiven Verwaltung schuf er die Grundlagen für das römische Weltreich.

Manfred Schneider ist Professor emeritus für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. 2013 ist bei Matthes & Seitz sein Buch «Transparenztraum» erschienen.